

Und nun sitzt er, dieser längst erwachsene Daniel Dobler, in diesem Landgasthof und obendrein in einer Ortschaft im eigenen Land, die er bislang nicht gekannt hat, was etwas erstaunen mag, da er von sich behauptet, seine Heimat in all den Jahren und auf seinen unzähligen Tagesausflügen und an Wochenenden und in den Urlaube[n], die er mehrheitlich in das Erkunden der Heimat gesteckt hat, in fast allen Facetten kennengelernt zu haben, ja, es ließe sich sogar behaupten und belegen, dass er sein Land besser kennt als die meisten Einwohner seines Heimatlandes Schweiz, doch in dieses Dorf ist er tatsächlich nie zuvor gekommen, nicht einmal dem Namen nach bekannt gewesen ist es Daniel Dobler.

Dieses Dorf im Emmental – er ist zuerst absichtlich bis ans Ende der Ortschaft gefahren, hat sein Fahrzeug verlassen und ist die Straße hinunter und wieder zurückgegangen –, hat ihn sogleich an Jeremias Gotthelf erinnert und es vermag diesen Eindruck, den es bei ihm spontan hervorgerufen hat, selbst im >Bären< aufrechtzuerhalten, auch wenn auf dem Tresen der Gaststube eine moderne Kaffeemaschine thront und eine Leuchtreklame darüber hängt und in einer Ecke des ziemlich düsteren Raums ein Zigarettenautomat steht und vor der Haustür, einem breiten Portal, längst keine Pferdegespanne mehr vorbeiklappern, sondern dann und wann ein Auto am Fenster vorbeizischt, während sie sich an den Wochenenden zeitweise in einer einzigen Kolonne, quasi Stoßstange an Stoßstange langsam über den Asphalt quälen, wie den beiden Freunden die Wirtin demnächst klagen wird, und keine

Dampflok schnaubt mehr über die Schienen, die sich in Sichtdistanz zum Gasthaus befinden, mitnichten! Als Daniel Dobler noch dabei war, in diese, von der Vergangenheit in die Gegenwart mutierte oder hinübergerettete, nicht jedoch künstlich am Leben erhaltene oder konservierte Behäbigkeit einzutauchen auf seinem kurzen Fußmarsch, glitt eine moderne Zugkomposition fast unhörbar über die Gleise und hielt kaum vernehmbar beim modernen Betonhäuschen an, das neben dem noch erhaltenen früheren Bahnhof steht. Kein Ächzen von Achsen, kein Quietschen und Stöhnen und Dröhnen war zu vernehmen, wie es sich früher ohrenbetäubend und schmerzhaft eingestellt hatte, wurde das Eisen der Räder auf dem Eisen der Schienen abgebremst, beziehungsweise scheuerten sich die Bremsklötze an den sich drehenden Teilen aus Gusseisen, doch vielleicht, muss Daniel Dobler einräumen, der dies schlicht nicht weiß, gab es in der Zeit, jener Epoche der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, in die er träumend eingetaucht war, noch gar keine Eisenbahnen oder die zischenden und fauchenden Ungetüme waren noch nicht bis in diese Region vorgedrungen damals, er hat sich nie damit auseinandergesetzt. Und selbst angesichts der modernen Tafeln, die ihm unterwegs in ihrer buntesten Vielfalt begegneten – sie haben sich längst bis in die hinterste Ecke nicht nur seines Heimatlandes verbreitet, sie pflanzen sich weltweit und ungebremst fort, sie vermehren sich offensichtlich wie Karnickel –, auf denen >Pub< steht oder >Shop< oder sogar >Take away<, und obwohl die junge Frau und ihr Begleiter, die ihm entgegenkamen, Jeans trugen und die erkennbar ziemlich frisch Verliebten ihr Lippen-Piercing spazieren führten: Daniel Dobler brauchte nur seine Fantasie zu aktivieren, um in Gotthelfs Zeiten einzutauchen und ihn durchflutete sofort die Zuversicht, man könnte man all dieses

neumodische Zeug einfach entfernen und hätte sogleich das unverändert Ursprüngliche, das Urtümliche wieder vor sich. >Es kann nicht an den Häusern allein liegen<, war ihm augenblicklich klar, nicht nur an den sauber gewischten Vorplätzen und den prachtvoll blühenden Blumen in den üppig gefüllten Kistchen, die auf den Holzgeländern der Balkone oder auf ausladenden Fensterbrettern standen, nicht ausschließlich an den eleganten, kühn geschwungenen Dachlauen, nicht an allen weiteren Einzelheiten allein und je einzeln für sich, es sei vielmehr die Kombination all dessen, was diesen Gesamteindruck hervorrief.

*»Ich möchte dich einladen, noch lieber wäre mir allerdings, dich derzeit bei mir zu wissen, denn ich möchte dir alles zeigen, was ich sehe, und gleichzeitig möchte ich wahrnehmen können, was nur du zu sehen und zu hören und zu fühlen, zu formulieren und zu verschweigen vermagst, zumal vier Augen stets mehr sehen als bloß deren zwei und sie sehen nicht immer dieselben Sachen oder sie registrieren sie und was sich daraus ergibt (oder auch nicht) aus mitunter völlig unterschiedlichen Blickwinkeln. Ich würde dich festhalten und, muss ich dich allerdings sogleich warnen, nie mehr loslassen wollen. Ich stelle mir das wunderbar vor: bis an mein Lebensende nicht mehr von deiner Seite zu weichen und dich alle Tage ganz nahe bei mir zu wissen.«*

Am Vorabend hatte Daniel Dobler, während er unter der Dusche stand, ein entferntes Klingeln vernommen und gleich darauf seine Frau, die nach ihm schrie, und er war leise fluchend, ein Badetuch um den Körper geschlungen, aus dem dampfgeschwängerten Raum gehetzt, das Haar noch nass, natürlich: Wie sollte dies anders sein, nachdem er sich das Haupt mit seinem nach und nach, aber beharrlich ausgehenden, sukzessive grau gewordenen, kurz geschnittenen Haar unter dem heißen Wasser ausgiebig gewaschen, ja nachgerade geschrubbt hatte?, und den Körper hatte er noch nicht gänzlich trocken reiben können in der Hast, denn schrie Sandra so laut durch die Wohnung wie eben, hatte man unverzüglich zur Stelle zu sein, oder präziser: Man befand sich am besten bereits an Ort und Stelle, schickte sie sich auch bloß an, den Mund aufzumachen. Überall glänzten, auf seiner Brust, an den Armen und am Rücken einzelne oder ein ganzer Verbund an Wasserperlen, ein Zustand, den er als völlig normal empfand (da man nicht gleichzeitig herbeieilen und sich sorgfältig abtrocknen konnte), seine Frau hingegen und normalerweise äußerst missmutig stimmte, denn in ihren Augen handelte es sich dabei um eine den Männern angeborene Faulheit, und diesem vernichtenden Urteil hinzuzurechnen ist, dass Daniel Dobler jeweils feuchte Spuren auf dem Badezimmerboden und im Flur hinterließ, was sie als Affront sondergleichen empfand: >Dass Männer sich aber auch nie richtig abtrocknen können, bevor sie das Bad verlassen!<, keifte sie normalerweise, kaum trat er in ihr Gesichtsfeld. Seit Jah-

ren ging das so, und er würde sich, hatte Daniel Dobler gelernt, sich noch so sehr bemühen können, immer würde sie irgendwo einen übersehenen Tropfen, eine kleine, winzige Stelle an seinem Körper finden, die er nicht mit der gebotenen Sorgfalt trocken gerieben haben würde, sie erkannte ein solches Versehen auf den ersten Blick, auch wenn sie seinen Körper längst nicht mehr so aufmerksam und nicht mehr mit lustvollen Blicken betrachtete wie früher. Doch diesmal verniff sie sich ihre übliche Bemerkung. Sie hielt ihm vielmehr stumm das hellgraue Telefon entgegen, einen dieser kleinen, mobilen Apparate, die bei ihnen überall in der Wohnung herumlagen und ihn oder sie stets gehörig erschreckten, klingelten sie plötzlich los. Sie hatten jedem dieser Kunststoff-Dinger eine eigene Melodie zugeordnet, um sie voneinander unterscheiden zu können, weshalb, ging das Gebimmel los, stets eine wahre Sinfonie durch die Räume schwoll, eine kakophonische allerdings, bei der sich Stilrichtungen, Tonlagen, Tonarten und Melodiebögen gegenseitig in die Quere kamen und sie hatten schnell herausgefunden, dass ihre Idee wohl doch nicht so gut gewesen war. Doch um sich einmal mehr darüber auslassen oder erneut bekräftigen zu wollen, er werde nun endlich Abhilfe schaffen und die Melodien synchronisieren oder die Apparate zumindest leiser stellen, blieb diesmal keine Zeit, seine Gattin hielt ihm das Gerät hin mit einem Gesichtsausdruck, der ihm eine eindeutige, eine klare, eine wie stets unmissverständliche Botschaft übermittelte: >Aber nicht, dass du heute noch weggehst<, eine Ermahnung, die ihm lächerlich erschien, da sie sich wohl ohnehin bald zurückziehen oder vor den Fernseher fläzen würde und er für den Rest des Abends so alleine wäre wie all die Abende zuvor und so einsam wie an jenen vielen, die vor ihm lagen. Als er den zierlichen Apparat ergriff, schickte sie ihm zudem

eine Augenbotschaft zu: »Es ist Ludwig, dein Freund Ludwig.« Er hatte dies bereits geahnt, bevor sie es nun auch noch sagte und sie hätte sich dabei den missmutigen Tonfall wahrlich ersparen können, ärgerte er sich. Somit war Daniel Döbler klar, weshalb sie diese Schnute gezogen hatte, die sie für ganz besondere Momente bereithielt, und ein solcher lag hier eindeutig vor: Sie mochte Ludwig Engelsmann nicht, sie wollte nichts mit ihm zu tun haben, dies seit jeher und so kompromisslos und endgültig, wie nur Frauen jemandem vollendete Ablehnung entgegenbringen können. >Darüber diskutiere ich nicht<, hatte sie ihm des Öfteren an den Kopf geworfen, wollte er sie nach dem Grund fragen oder sogar bitten, ihren Standpunkt zu überdenken und allenfalls zu revidieren, und sie ließ keinerlei Zweifel aufkommen, dass es ihr am liebsten wäre, er würde diesen ziemlich losen Kontakt endlich abbrechen oder sich möglichst schnell und vollständig und abrupt und ohne Wenn und ohne Aber von diesem Ludwig Engelsmann zurückziehen und ohne eine Türe offenstehen zu lassen, was man ja mitunter tut, indem man andeutet, >vielleicht können wir uns in einem Jahr wieder einmal treffen<, oder was der vagen Versprechungen oder Zusagen oder Absichtserklärungen mehr sind. Wir setzen sie oftmals in die Welt, wollen wir jemanden nicht verletzen oder wollen wir einen Menschen hinhalten oder seine Hoffnung auf eine bessere Zukunft nicht zerstören, wie wohl wir sehr genau wissen, dass nichts daraus wird, was wir da scheinbar in Aussicht stellen, weil man selbst es nicht will oder das Gegenüber nie darauf zurückkommen wird.

>Was willst du dich mit diesem Kerl überhaupt abgeben?<, fragte sie Daniel immer einmal wieder, schüttelte den Kopf und seufzte jeweils laut und vernehmlich, um ohne Pause und spürbar strukturierende Interpunktion etwa so fort-

zufahren. >Ich begreife das nicht. Er passt nicht zu dir, ihr seid so verschieden, wie Menschen nur sein können, ihr seid völlig ungleiche Wege gegangen, ihr müsstet allein aufgrund eures Werdegangs diametral entgegengesetzte Überzeugungen und Ansichten haben, eure Leben sind so unterschiedlich verlaufen, wie zwei Leben dies nur tun können, und oben-drein tut er dir nicht gut, dieser Luftikus, dieser sogenannte Schulfreund, ich spüre das jedes Mal, wenn du nach Hause kommst, nachdem du einen Nachmittag oder einen Abend oder eine halbe Nacht, darunter macht ihr es ja selten, mit ihm verbracht hast, du bist unausstehlich, hängst irgendwelchen Gespinsten nach, die wohl er dir eingepflanzt hat, du überlegst dir Dinge, über die man besser erst gar nicht nachdenkt, man kann sich nicht immer damit auseinandersetzen und sich quälen, ob und wie man die Zukunft anders gestalten und ob man >neu anfangen< soll, ich habe manchmal richtiggehend Angst, du wollest mich augenblicklich verlassen, nachdem ihr eure Köpfe zusammengesteckt und über Gott weiß was gesprochen oder gelästert oder euch über alles amüsiert habt, was anderen Menschen heilig ist, werde doch, was deinem Freund offensichtlich nicht gelingt, wenigstens du endlich erwachsen, öffne die Augen und akzeptiere die Realität, lebe in der Gegenwart und in ihr ganz bewusst, um das Beste für die Zukunft daraus zu machen, für dich, vielleicht ein Stück weit sogar für uns.<

»Was tust du gerade?«, hatte Ludwig Engelsmann sogleich gefragt, als er seinen Freund am Telefon wusste, ohne sich, was Daniel Dobler sich allerdings längst gewohnt war, auch nur eine Sekunde bei einer Begrüßungsformel aufzuhalten.

»Ich habe eben geduscht.«

»Können wir uns sehen? Morgen? Gehen wir essen miteinander?«, fragte sein Freund oder legte es vielmehr fest, und



er beschrieb ihm auch schon den Weg in ein Dorf, das Daniel Dobler nicht kannte, und nannte ihm den Namen jenes Gasthofes, wo sich Daniel Dobler mittlerweile eingefunden hat.

Damit war das Gespräch beendet gewesen; sein Freund hatte wie stets auf äußerste Knappheit und Ökonomie beim Sprechen geachtet, eine Eigenschaft, die er allerdings nur am Telefon pflegte.

Ludwig Engelsmann meidet Telefongespräche, wann immer dies möglich ist. Eine wesentliche Bedingung, die er an ein richtiges Gespräch knüpft, ist der Augenkontakt. Man müsse sich beim Sprechen sehen und nicht bloß hören, verlangt Ludwig Engelsmann im Bewusstsein, dass er zeigt, wie gänzlich unmodern er ist. Altersgenossen von Daniel Dobler und Ludwig Engelsmann leuchtet das Argument wahrscheinlich augenblicklich ein, denn sie sind aufgrund ihrer frühen Geburt in der Lage, diese Aversion gegen bloß sogenannte, am Telefon oder am Handy geführte Gespräche nachzuvollziehen, bei denen sich nicht ein Gesicht, eine Mimik, der Blick in die Augen und die Gestik den gewechselten Worten hinzugesellen. Erst wenn man sich beim Diskutieren sehe, sich gegenüber sitze oder gegenüber stehe, ergäben sich Gespräche, die diesen Namen auch wirklich verdienten, sagt Ludwig Engelsmann.

Daniel Dobler hatte sich augenblicklich damit abgefunden, in angenehmer Vorfreude übrigens, dies sei nicht verschwiegen, am kommenden, dem Freitagabend in den Ort zu fahren, der ihm angegeben worden war und dort den Gasthof aufzusuchen, in dessen Gaststube Ludwig Engelsmann ihn erwarten oder vielmehr: wo Daniel Dobler, wie er annahm, auf seinen Freund warten würde, da es noch kaum je vorgekommen war, dass Ludwig vor Daniel am vereinbarten Ort eintraf, und Daniel Dobler rief im Wirtshaus an und reservierte sich ein

Zimmer für die Nacht. Sie legten nie im Voraus fest, wie lange ein gemeinsamer Abend dauern sollte, dass es spät, sehr spät unter Umständen gar würde, war niemals auszuschließen. Daniel Dobler verspürte wenig Lust darauf, danach zurück in die Stadt zu fahren, bloß um mitten in der Nacht oder – wie es früher mitunter geschehen war – im Morgengrauen und todmüde ins Bett zu sinken.

Bevor er sich entschlossen hatte, möglichst immer dann auswärts zu schlafen, zogen sich Verabredungen in die Nacht hinein, hatte er sich stets alle Mühe dieser Welt geben müssen, möglichst geräuschlos durch die Wohnung und ins Schlafzimmer zu schleichen, nachdem er sich im Badezimmer seiner Kleider entledigt hatte.

Denn Sandra verzieh ihm nur schwer, wachte sie ob des angeblich von ihm verursachten Lärms auf.